

GISELA ZIFONUN

## Deutsch im Spiegel europäischer Sprachen

Jetzt kann er die große Bühne betreten. Jetzt kann er tun, was er will, und Gewaltiges vollbringen. Jetzt kann er das grenzenlose, persönlichkeitsstiftende Drama der Pronomina „wir“, „sie“ und „ich“ inszenieren. (Philip Roth: Der menschliche Makel. Aus dem Amerikanischen von Dirk von Gunsteren. München 2002. S. 128)

### Abstract

Leitfrage des Beitrags ist: Was kann der Blick von außen, insbesondere der Blick aus der Perspektive europäischer Sprachen für die grammatische Beschreibung des Deutschen erbringen? Als Exemplifikationsbereich im Für und Wider wird die Grammatik der Pronomina herangezogen, primär die der Personal- und Reflexivpronomina.

Dieser Beispielbereich geht ebenso wie das Vortragsthema insgesamt auf das Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ (GDE) zurück, an dem derzeit in der Abteilung Grammatik des IDS gearbeitet wird.

Dreh- und Angelpunkt aller sprachvergleichenden Unternehmungen ist die Frage nach dem tertium comparationis. Es wird dafür plädiert, ‚funktionale Domänen‘ als Anfangstertium zu bestimmen. Diese dienen als Einstieg in eine Methodologie der ‚fortschreitenden Form- und Funktionsdifferenzierung‘.

Der erhoffte Mehrwert für unser Wissen über das Deutsche – so die These – verteilt sich auf die allgemeine Sprachtypologie und auf den Vergleich mit europäischen „Nah“-Sprachen. Der Blick auf das typologische Spektrum insgesamt sensibilisiert für Fakten, die im europäischen Raum nur indirekten Niederschlag haben. Der Kontrast mit Sprachen wie dem Polnischen, Ungarischen usw. bringt auch dort, wo große Übereinstimmung zu bestehen scheint, die nötige Feindifferenzierung und schärft den Blick für die Besonderheiten im Detail.

Pronominale Beispiele für die Fallstricke der einzelsprachlichen Grammatik, etwa Formen von Über- und Untergeneralisierung, sollen das Plädoyer für eine Europäisierung der Grammatik abrunden.

### 1. Einleitung

Um das Jahr 1970 führte der amerikanische Forscher Gordon Gallup eine Reihe von Experimenten mit Schimpansen durch, bei denen es um das so genannte „Spiegelbewusstsein“ ging.<sup>1</sup> Haben auch Schimpansen oder generell Primaten die Fähigkeit, sich selbst im Spiegel erkennen zu können?

<sup>1</sup> Kurz nachzulesen etwa in dem Artikel „Do Animals Think?“ von Clive Wynne, Psychology Today (Nov. 1999), recherchiert unter <http://www.findarticles.com>.

Oder sehen sie im Spiegelbild den Artgenossen? Das spektakulärste dieser Experimente bestand in folgender Versuchsanordnung: Dem Versuchstier wurde im Schlaf ein Farbfleck auf die Stirn gemalt. Auf die Konfrontation mit dem Spiegelbild hin versucht der Menschenaffe nach einiger Zeit, den Fleck auf seiner Stirn – nicht etwa den Fleck auf der Stirn im Spiegel – zu berühren oder zu entfernen. Zeugt dieses Verhalten von ‚Selbst-Wahrnehmung‘ gegenüber der weniger ‚bewussten‘ Aktivität der Wahrnehmung des eigenen Körpers? Ist Selbstwahrnehmung der Schlüssel zum Selbstbewusstsein? Ist Selbstbewusstsein wiederum die entscheidende Stufe auf der Leiter zum umfassenden Phänomen des Bewusstseins?

Diese und ähnliche Fragen treiben nach wie vor die Geister um – gerade in Zeiten des besonderen Florierens der Wissenschaften vom Leben und der Evolution.

Was für die Sprachwissenschaft daran von Interesse ist, ist, dass offensichtlich die kognitiv herausgehobene Rolle der Konzepte Identität bzw. Objektkonstanz und insbesondere Ich-Identität und Selbstbezüglichkeit auch sprachlich eine herausgehobene Rolle spielen.

Pronominalisierung, die Verwendung deiktischer und anaphorischer Pronomina, und Reflexivierung, die Verwendung rückbezüglicher Pronomina, sind die in den Sprachen der Welt weit verbreiteten Korrelate der Phänomene Objektkonstanz und Selbstbezüglichkeit. Diese evolutionär und kognitiv besonders bedeutsamen grammatischen Phänomene sollen im Folgenden als Exempel dienen, wenn es um das Deutsche im Spiegel europäischer Sprachen gehen soll.

Die Spiegel-Metaphorik im Titel meines Vortrags – ich habe sie mir übrigens ausgeborgt von Wolfgang Gladrows Buchtitel „Russisch im Spiegel des Deutschen“ und den Spiegel quasi umgedreht und vergrößert – hebt auf einen anderen Aspekt der Selbsterkenntnis ab: das Andere ist als Medium der Selbsterkenntnis par excellence zu betrachten. Es wirft ein an den Unterschieden geschärft Bild des Selbst zurück.

Die allgemeine Thematik meines Vortrags und der Exemplifikationsbereich sind somit in hoffentlich erkennbar augenfälliger Weise miteinander verknüpft.

## **2. Hintergrund: das Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“**

Den Hintergrund meines Vortrags bildet das Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“, das seit Anfang 1999 in der Abteilung Grammatik des IDS durchgeführt wird.<sup>2</sup>

Gegenstand des Projekts ist die Grammatik des Deutschen in verglei-

<sup>2</sup> Zur Projektkonzeption vgl. Zifonun (2001a). Informationen zum Projekt finden sich auch unter <http://www.ids-mannheim.de/gr/eurostudien.html>. Die Ausführungen zu den Pronomina beruhen im Allgemeinen auf Zifonun (2001b), (2002).

chend-typologischer Perspektive. Der Vergleich ist, dies klang in meiner Einleitung an, ein Königsweg der Erkenntnis. Erst der Blick auf das Andere, auch in der Grammatik, schärft den Blick für das Eigene. Die Grammatik des Deutschen, in einer ersten Phase die Grammatik des Nominals (also nominaler Wortklassen und Konstruktionstypen), wird in diesem Projekt mit europäischen Kontrastsprachen verglichen. Unter diesen sind das Englische, das Französische, das Polnische und das Ungarische als konstante Vergleichssprachen festgelegt, andere werden je nach Bedarf herangezogen. Der Vergleich ist aber auf das Deutsche gerichtet; andere Sprachen bilden eine Art Hintergrund, vor dem das Deutsche sich abhebt.

Wir verlassen damit die Tradition des bilateralen Vergleichs. Je mehr Vergleichsoptionen im Blick sind, denken wir, desto klarer wird der Stellenwert der grammatischen Option in einer bestimmten Einzelsprache.

Für die Profilierung des Deutschen ist aber die rein quantitative Ausweitung vom bilateralen auf den multilateralen Vergleich nicht allein schon ausreichend. Erst wenn die einzelnen Vergleichssprachen ihrerseits im Raum grammatischer Möglichkeiten verortet sind, ergibt sich das gewünschte mehrdimensionale Bild.

Wir verbinden daher die kontrastiven mit allgemein-typologischen Beschreibungs- und Analyseprinzipien. Die Sprachtypologie hat für viele grammatische Kategorien und Konstruktionstypen auch des nominalen Bereichs wie Genus, Numerus, einzelne Pronomenklassen oder den Relativsatz aufgrund umfassenderer Sprachvergleiche die Bandbreite der Erscheinungsformen beschrieben und nach Rastern geordnet. Dies kann bei der Einordnung von Vergleichssprachen genutzt werden, so dass eine partielle Verortung geleistet ist.

Die kontrastive Analyse wiederum ergänzt die typologische Fundierung durch die Gegenüberstellung grammatischer Phänomene im Rahmen bestimmter einzelsprachlicher Sprachsysteme. Sie liefert das Fleisch, das für eine grammatische Darstellung im engeren Sinne notwendig ist.

Wir wollen also, kurz gesagt, kontrastive und typologische Vorgehensweise miteinander kombinieren, um auf diesem „fruchtbaren Umweg“ mehr über die Grammatik des Deutschen zu erfahren.<sup>3</sup>

Im Folgenden werden in Form von Thesen eine Reihe von Einzelargumenten vorgetragen, aus denen abgeleitet werden kann, dass typologisch fundierter Sprachvergleich einen Mehrwert für die grammatische Beschreibung des Deutschen erbringt, dass der Umweg also in der Tat fruchtbar zu sein verspricht. Die Thesen werden jeweils durch Phänomene primär aus dem Exemplifikationsbereich Pronominalisierung und Reflexivierung belegt.

<sup>3</sup> Ein direktes Vorbild für diese Vorgehensweise existiert nicht. Hinzuweisen ist immerhin auf Abraham (1994) und Glinz (1994), die das Deutsche, mit durchaus unterschiedlicher Akzentsetzung, mit mehreren anderen europäischen Sprachen konfrontieren. Zum Verhältnis von kontrastiver Grammatikschreibung und allgemeiner Sprachtypologie vgl. auch König (1996).

### 3. Funktionale Fundierung

Die zentrale Herausforderung für jede sprachvergleichende Forschung ist die Frage des tertium comparationis. Ich möchte an dieser Stelle nur die bei der Suche nach einem tertium entstehende paradoxe Situation skizzieren, ohne eine längere Argumentation anzuschließen.

- a. Erkennt man grundsätzlich an, dass Einzelsprachen die Aufgabe der Zuordnung von Sprachform und Sprachfunktion in je spezifischer Weise lösen, verbietet es sich von vornherein, die Kategorien einer der Vergleichssprachen unesehen als tertium zu akzeptieren.
- b. Versucht man über den Sprachvergleich zu einem „übergreifenden“ Kategorieninventar zu gelangen, so muss zumindest als Basis, die Vergleichbarkeit garantiert, für jeden Untersuchungsbereich eine Art „Anfangstertium“ gegeben sein. Dabei muss die Klippe umschifft werden, dass, um den Vergleich durchzuführen, Kategorien benötigt werden, die erst durch den Vergleich gewonnen werden können.
- c. Andererseits kann auch ein deduktiv gewonnenes „übereinzelsprachliches“ Begriffsraster nicht wirklich greifen, weil Kategorien, die zur Sprachbeschreibung taugen sollen, auch aus der Sprachanalyse gewonnen sein müssen.

Die moderne Sprachtypologie in der Nachfolge Greenbergs glaubt, das Dilemma aufbrechen zu können, wenn semantische oder funktionale Gesichtspunkte als Anfangstertium gewählt werden.

Dazu ein Zitat aus Croft (1993, S. 11):

The essential problem is that languages vary in their structure to a great extent; indeed, that is what typology (and more generally, linguistics) aims to study and explain. But the variation in structure makes it difficult if not impossible to use structural criteria, to identify grammatical categories across languages. Although there is some similarity in structure („formal“ properties) that may be used for cross-linguistic identification of categories, the ultimate solution is a semantic one, or to put it more generally, a functional solution.

Dies führt zu einer ersten These:

These ‚Funktionalität‘: Das Anfangstertium sprachvergleichender Untersuchungen ist die Bestimmung einer funktionalen Domäne für die zu untersuchenden grammatischen Phänomene.<sup>4</sup>

Machen wir es gleich konkreter und nennen wir die funktionale Domäne, die als Anfangstertium für Pronomina allgemein dienen kann:

<sup>4</sup> Zum Konzept der ‚funktionalen Domäne‘ in der Sprachtypologie vgl. Frajzyngier (1999, S. 126).



Funktionale Domäne der Pronomina ist Referenz, Bezugnahme auf Gegenstände beliebiger Art, ohne Rekurs auf Benennung (wie bei Eigennamen) und ohne Rekurs auf Prädikation (wie bei Gattungsnamen).

Wie man leicht erkennt, ist auf dieser allgemeinen Ebene nur eine Bestimmung ex negativo möglich.<sup>5</sup>

Man kann nun gegen den funktionalen Angang einwenden, dass für den Vergleich innerhalb des „Standard-Europäischen“<sup>6</sup>, um den es ja bei uns im Wesentlichen geht, dieser Umweg über die Funktion nicht gewählt werden muss. Denn wer würde bezweifeln, dass alle Vergleichssprachen über Nomina und Verben oder auch über Pronomina verfügen; auch die Definition von Subjekt oder Passivkonstruktion scheint in diesem Rahmen unstrittig sein. Dem kann Folgendes entgegengehalten werden:

Zum einen ist keineswegs garantiert, dass z. B. Subjekt zu sein im Deutschen dasselbe heißt wie im Englischen oder Ungarischen. Zwar wird man sich hier auf gemeinsame formbezogene Kriterien einigen können: In allen drei Sprachen wird das Subjekt durch den Nominativ kodiert, der seinerseits der affixlose, unmarkierte Kasus ist, und in allen drei Sprachen liegt Person-/Numerus-Korrespondenz zwischen Subjekt und dem finiten Verb vor. Dass aber das „unmarkierte Komplement“ (Eisenberg 1999, S. 277) in den drei Sprachen ein unterschiedliches, sich nur teilweise überlappendes Spektrum thematischer (bzw. semantischer) Rollen abdeckt, gerät nur dann in den Blick, wenn als funktionale Domäne der Komplemente insgesamt eben die Abbildung der vom Verb gestifteten thematischen Argument-Rollen auf die Ausdrucksebene (das so genannte „linking“) betrachtet wird.

Zum anderen gibt es auf einer weniger elementaren Ebene zahlreiche Kategorien, die auch im Standard-Europäischen bereits in ihrer Existenz umstritten sein mögen wie etwa das Genus: Gibt es beispielsweise im Englischen ein Substantivgenus oder nicht?

Eine anders geartete Kritik stellt das Argument auf den Kopf: Wenn das Standard-Europäische gar keine bedeutende typologische Herausforderung darstellt, warum wird dann nicht die Konfrontation mit ganz anderen Spra-

<sup>5</sup> Die angegebene Bestimmung besagt insbesondere auch nicht, dass Pronomina Gegenstände der Welt ‚denotieren‘. Wie in der logischen Semantik gezeigt, können weder Eigennamen noch Nominalphrasen mit appellativischem Kern noch Pronomina semantisch als ‚Bezeichnungen‘ von Gegenständen rekonstruiert werden; man denke insbesondere an NPs wie *kein Mensch*, Pronomina wie *niemand*. Eher sind sie als Anweisungen dahingehend zu verstehen, bezüglich welcher Mengen von Gegenständen das Zutreffen des zugehörigen Satz-Prädikates zu prüfen ist: Bei *Kein Mensch schläft* etwa ist *kein Mensch* dahingehend zu interpretieren, dass alle Individuen, auf die das Prädikat *Mensch* zutrifft, abzuprüfen sind: Der Satz wird wahr, wenn für alle diese Abzuprüfenden das Satz-Prädikat ‚schläft‘ nicht zutrifft. In diesem Sinne des Zugriffs auf Abzuprüfende(s) ist Referenzfunktion hier gemeint.

<sup>6</sup> Mit Bezug auf Gemeinsamkeiten europäischer Sprachen wird häufig von „Standard (Average) European“ gesprochen; diese Vorstellung ist hier mit „Standard-Europäisch“ gemeint.

chen als Hintergrund für die Fokussierung des Deutschen bevorzugt? Auch hier ist zweierlei zu entgegnen:

Der Varianzspielraum europäische Sprachen wurde, dies meine erste Entgegnung, auch unter naheliegenden kulturpolitischen Aspekten gewählt: Dieses Projekt soll seinen Beitrag zur Sprachenidentität und damit zur kulturellen Identität in Europa leisten. Auf diesen Aspekt soll an dieser Stelle nicht ausführlicher eingegangen werden. Im Kontext der Tagung „Deutsch von außen“, bei der Fragen der Sprachwahrnehmung und -bewertung vielfach thematisiert werden, mögen einige Hinweise genügen: Die Einstellung von Nicht-Muttersprachlern (und damit potentiellen Lernern) zum Deutschen und damit auch die Lernmotivation hängt bis zu einem gewissen Grad auch ab von dem mit dem Erlernen dieser Sprache verbundenen Angebot zu kollektiver Identifikation: Mag das Deutsche für chinesische oder koreanische Lerner unter anderem den Reiz des Fremden und kulturell Attraktiven haben, so wird für Lerner mit einer europäischen Nachbarsprache als Muttersprache eher der Weg über die Wahrnehmung der Gemeinsamkeiten und des Verbindenden bei aller Verschiedenheit stimulierend wirken. Die kulturelle Vielfalt ist eines der herausragenden Merkmale, das wir als prägend für europäische Identität wahrzunehmen gelernt haben. Wenn sich auch die Wahrnehmung der Sprachenvielfalt in diesen Kontext einordnen lässt, so wird sie identitätsstiftend und -verstärkend wirken.

Die zweite Antwort führt wieder auf die sprachsystematische Ebene zurück: Auch beim Sprachvergleich kann der Teufel im Detail stecken. Ich möchte fast die These wagen: Je näher sich grammatische Phänomene in zwei Sprachen zu stehen scheinen, desto fruchtbringender können die feinen Unterschiede sein.

In diesem Zusammenhang soll noch eine generelle Bemerkung zum Streit zwischen Funktionalisten und Kognitivisten angefügt werden: Die hier skizzierte Position ‚Funktion als Anfangstertium‘ berührt nicht die gegenwärtige Auseinandersetzung um die Triebkräfte der Evolution von Sprache und Sprachen.<sup>7</sup> Ich kann mich durchaus mit dem kognitivistischen Argument anfreunden, dass die Evolution der Sprachfähigkeit und die Entwicklung bestimmter Sprachdesigns nicht vorangetrieben wurde durch prospektive Sprachfunktionen. Wahrscheinlich ist zutreffend, wie Haider (2001, S. 37) formuliert: „The fact that the design is good for a function is not the driving force that lead to the design.“

Die Einsicht, die uns umtreibt, ist ja gerade, dass vollständig verschiedene Sprachdesigns denselben Zwecken dienen können. Gerade diese Tatsache

<sup>7</sup> Im Kontext funktionalistischer Spracherklärung wird neuerdings (siehe exemplarisch Haspelmath 1999, vgl. auch die besonders einflussreiche Publikation von Deacon 1998) verstärkt mit neo-darwinistischen Positionen geliebäugelt. Die Generalthese ist dabei, grammatische Strukturen würden den Bedürfnissen der Sprecher angepasst. Wie in der Biologie die Entwicklung der Arten auf der Basis des Prinzips der natürlichen Selektion erfolge, so folge Sprachentwicklung einem Prinzip der „linguistischen Selektion“, in deren Verlauf nützlichere, „funktionalere“ sprachliche Varianten die weniger nützlichen verdrängten.

macht die Sprachfunktion, die als *Movens* der Sprachentwicklung wohl nur bedingt taugt, für unsere Zwecke tauglich: Funktionale Gleichheit macht, im synchronen Schnitt, Sprachverschiedenheit sichtbar. Und noch eines: Die Idee der Sprachfunktion als Anfangstertium stützt nicht die These „Anything goes“, zumindest was grammatische Funktionen angeht. Es mag der Fall sein, dass alles in allen Sprachen sagbar ist – bei entsprechendem Ausbau des Vokabulars. Daraus folgt aber nicht, dass alle Sprachen dieselben Funktionen grammatikalisiert haben.

Ich nenne nur zwei Beispiele:

Längst nicht alle Sprachen verfügen über ein Substantivgenus. Dennoch hat das Genus des Substantivs eine Funktion in den Sprachen, in denen es vorhanden ist. Es sortiert (innersprachlich) die Substantive in disjunkte Klassen, wobei diese Klassenzugehörigkeit in korrespondierenden Ausdrücken (Artikel, attributives Adjektiv, phorische Pronomina) formal zum Ausdruck kommt. Damit ist, noch immer innersprachlich, gegebenenfalls ein Mittel zur Disambiguierung von Bezügen geschaffen, also eine Möglichkeit der Verarbeitungsoptimierung. Häufig aber wird auch auf der Ebene der Denotate, und damit auch beziehbar auf Außersprachliches, partiell Ordnung gestiftet: Zwar sind die Genera europäischer Sprachen weitgehend desemantisiert, dennoch sind etwa in den Kategorien Sexus, Personalität, Kollektivität und Abstraktheit Präferenzen der Genuszuordnung zu verzeichnen, die, was das Deutsche angeht, bekanntermaßen beim Sexus am eindeutigsten ausgeprägt sind.<sup>8</sup>

Reflexivpronomina, dies mein zweites Beispiel, haben neben ihrer referentiellen Funktion in vielen Sprachen eine nicht-referentielle. So werden in vielen Sprachen durch Reflexivierung aus transitiven Kausativverben intransitive sog. „Antikausativa“ hergestellt. Man vergleiche die Entsprechungen jeweils in den Vergleichssprachen Deutsch, Französisch und Polnisch:

*öffnen – sich öffnen; verbessern – sich verbessern*  
*ouvrir – s'ouvrir; améliorer – s'améliorer*  
*otwierać – otwierać się; polepszać – polepszać się*

Dies ist jedoch keineswegs die einzige Möglichkeit der Intransitivierung von Kausativa (vgl. Haspelmath 1993) mit grammatischen Mitteln (das Reflexivum hier als grammatisches Morphem betrachtet). Es gibt zudem Sprachen wie das Englische, in denen es über weite Strecken keiner expliziten grammatischen Verfahren der Intransitivierung bedarf, also transitives und intransitives Verb homonym nebeneinander stehen (engl. *I open the door – The*

<sup>8</sup> Zur Genuszuordnung in den Vergleichssprachen vgl. Hoberg (2002), Eisenberg/Sayatz (demnächst): Im Deutschen sind morphologische Regularitäten in Form der Genuszuweisung durch nominale Wortbildungssuffixe die stärksten Genusdeterminanten. Da die Substantivsuffixe aber deutliche Korrelationen zwischen Genus und semantischer Klassenbildung wie Personalität, Kollektivität und Abstraktheit aufweisen, schlagen diese morphologischen Regularitäten sich als partielle semantische Ordnung des Genussystems nieder.

*door opens*). In anderen Sprachen ist genau der umgekehrte Prozess dominant, also die Erzeugung von Kausativa aus den entsprechenden intransitiven Inchoativa, nach dem im Deutschen marginalen Muster *fallen – fällen*. In meinem Sinne ebenfalls nicht grammatikalisiert ist diese Funktion ‚Intransitivierung von Kausativa‘, wenn es einfach einen lexikalischen Kontrast gibt wie etwa nach dem dt. Muster *sterben – töten*.

Ich schließe daraus: Zwar gibt es einen bedeutsamen interlingualen Überschneidungsbereich grammatikalisierter Sprachfunktionen höherer Ordnung. Dieser liefert uns das, was ich „Anfangstertium“ genannt habe. Daneben gibt es aber auch einen Varianzbereich für einzelsprachlich ausdifferenzierte Sprachfunktionen, der erst im Sprachvergleich ermittelt werden kann. Das entsprechende Verfahren wurde im Rahmen des Projekts als ‚fortschreitende kontrastive Form- und Funktionsdifferenzierung‘ bezeichnet und charakterisiert (vgl. Zifonun 2001a, S. 181).

Eine Frage muss in diesem Zusammenhang offen bleiben: Wie ist ‚Funktion‘ selbst zu präzisieren? Offensichtlich umfasst der Begriff mehr als semantische, sprich letztlich außersprachlich-referentielle Aspekte.

#### 4. Typologie und kontrastive Grammatik

Ich gehe zunächst von einer weiteren These aus:

These ‚Komplementarität‘: Allgeointypologische Rahmengoebung und eurozentrischer Kontrast ergänzen sich.

Ich erörtere zunächst deren ersten Teil und frage: Was kann die allgemeine Sprachtypologie leisten, das die eurozentrische Perspektive nicht erbringt?

Gehen wir, wieder innerhalb des Exemplifikationsbereichs Pronomina, zunächst aus von Greenbergs Universale 42 (1966, S. 96): „All languages have pronominal categories involving at least three persons and two numbers.“

Die typologische Forschung hat ergeben, dass dies, sowohl was Person angeht als auch was Numerus angeht, höchst fragwürdig ist. Ich gehe nur auf die Personkategorien ein.

Zum einen kann angezweifelt werden, ob überhaupt alle Sprachen der Welt die Kategorie Personalpronomen kennen. Genannt werden hier als Gegenbeispiele das Japanische oder das Burmesische (vgl. Mühlhäusler 2001). Dabei wird argumentiert, dass die Wörter, die etwa im Japanischen als Personalpronomen geführt werden, „eigentlich“ Nomina seien (*wata(ku)shi* ‚Diener‘ für ‚ich‘, neben anderen Selbstbezeichnungen wie *boku*, *ore*; vgl. auch Kaneko/Stickel 1987, S. 188), deren Grammatikalisierung zu Pronomina noch nicht abgeschlossen sei, sie enthielten also – entgegen der Definition oben – noch einen prädiszierenden Kern. Japanische Muttersprachler, die sich mir als Gäste des IDS freundlicherweise als Informanten zur Verfügung gestellt haben, bestätigen dies. Die Äquivalente des deutschen Sprecherpronomens sind Selbstbezeichnungen, in denen sich die Einschätzung der sozialen Beziehung der Kommunikationspartner widerspiegelt, vergleichbar mit „meine Wenigkeit“.

Interessanter ist aber, dass es ohne Zweifel Sprachen gibt, die zwar solche der 1. und 2., aber keine Personalpronomina der 3. Person kennen wie die nordamerikanischen Sprachfamilien Sioux und Irokesisch (vgl. Sasse 1991, S. 670).<sup>9</sup> Auch im Bereich europäischer Sprachen ist der Sonderstatus der 3. Person erkennbar. Im Türkischen gibt es für das Demonstrativum des distanten Pols innerhalb eines dreigliedrigen deiktischen Systems und das Personalpronomen der 3. Person nur eine Form: *o*. Man denke auch an das lat. *is/ea/id*, oder das albanische *ky/kjo* (Nähepol) – *aj/ajo* (distanter Pol), wo Demonstrativa als Personalpronomina der 3. Person fungieren. Demonstrativa – auch dies sicher ein interessanter Punkt – haben also zum einen den Grammatikalisierungsweg zum anaphorischen Personalpronomen genommen; dies geht auf ihren selbständigen Gebrauch zurück. Zum anderen aber, wie wir aus der Geschichte z.B. des Deutschen wissen, den zum definiten Artikel; dies geht auf ihren adnominalen Gebrauch zurück. Das frz. Paar *il* (Maskulinum des anaphorischen Personalpronomens) – *le* (Maskulinum des Definitartikels) geht unter lautlich-funktionaler Differenzierung auf lat. *ille* zurück (vgl. Himmelmann 1997, S. 30).

Auch dieser Befund – obwohl ohne direkten Niederschlag für den Kontrast zwischen europäischen Sprachen – sollte in unserem Kontext mitbedacht werden. Er stützt die auch durch generelle funktionale Überlegungen gestützte Abgrenzung zwischen den deiktischen Kommunikanten- bzw. Sprecher-Hörer-Pronomina der so genannten 1. und 2. Person einerseits und den nicht-deiktischen, sondern phorischen Pronomina der so genannten 3. Person andererseits. (Die Kommunikantendeiktika sind unter der oben gegebenen Definition durchaus Pronomina, wobei zu beachten ist, dass dort auf den Pro-Status, das Vorkommen anstelle einer nominalen Konstruktion mit substantivischem Kern, der ja nicht zutreffend wäre, nicht abgehoben wird.)

In der linguistischen Tradition gibt es im Übrigen zwei Stränge der funktionalen Strukturierungen der Personalpronomina: Der eine, anknüpfend an Benveniste (1946), geht mit der hier vorgetragenen Hypothese konform, primär sei die Unterscheidung zwischen Deixis und Phorik, wobei das phorische Pronomen als die hinsichtlich deiktischem Kommunikantenbezug und damit hinsichtlich der Kategorisierung ‚Person‘ „unmarkierte Form“ betrachtet wird.

3 < 2/1

„Die 3. Person ist weniger markiert als die 2. und 1. Person.“

<sup>9</sup> Allerdings gibt es in diesen Sprachen durchaus Verb-Affixe für die 3. Person: Dies wirft im Übrigen ein Licht auf die generellere Frage, welchen Stellenwert im Bereich der sprachlichen Einheiten mit „grammatischer Bedeutung“, der Synsemantica, der Status als selbständiges Wort überhaupt hat. Ebenso wie der Sprachwandel zahlreiche Beispiel für Übergänge vom Wort über das Klitikon zum Affix bietet, etwa bei den Personalpronomina (zu den romanischen Sprachen vgl. etwa den klassischen Aufsatz von Meillet 1912), bietet die Betrachtung einzelner Sprachsysteme Argumente für ein enges Zusammenspiel zwischen Personalpronomen und Personalform des Verbs.

Unter den Kommunikantenpronomina wiederum hat das Hörerpronomen als die markiertere Form zu gelten.<sup>10</sup> Wir gelangen so zu folgender Ordnung:

$$3 < 1 < 2$$

„Die dritte Person ist weniger markiert als die erste, diese wiederum weniger markiert als die zweite.“

Die andere Tradition, der ich mich hier nicht anschließe, orientiert sich an Bühler (1934) und geht von einer primären Opposition zwischen dem Sprecher(pronomen) und dem „Rest der Welt“, zwischen Ich und Nicht, aus. Dies legt eine Hierarchie mit einer ersten Stufung der folgenden Art nahe:

$$1 < 2/3$$

„Die 1. Person ist weniger markiert als die 2. und 3. Person.“<sup>11</sup>

Die Sensibilisierung für den asymmetrischen Kontrast zwischen den klassischen drei Personen – in der Version einer primären Hierarchie zwischen den markierteren Kommunikantenpronomina und dem unmarkierten phorischen Pronomen – führt uns dann auch dazu, z. B. unter den Vergleichssprachen weniger offenliegende grammatische Bestätigung zu suchen. Fündig kann man hier werden z. B. bei den Pro-dop-Bedingungen. Ich greife auf das Ungarische zu: Bei der Konjugation transitiver Verben wird bei deiktischer Subjekt-Objekt-Konstellation ein ganz spezifisches Suffix gewählt: das im gesamten verbalen Paradigma konstant bleibende Suffix *-lek/-lak* kodiert die Konstellation 1. Person Singular als Subjekt/ 2. Person als Objekt, z. B. *vár-lak* ‚ich erwarte dich/euch‘. Bei anaphorischer Beteiligung hingegen sieht es völlig anders aus.

Auch die Possessivfunktion wird in vielen Sprachen bei der 3. Person anders ausgedrückt, nämlich durch den Genitiv bzw. Possessivus des Personalpronomens (polnisch: *jego/jej*, dän. *hans, hendes, dens, dets*), während für die 1. und die 2. Person korrespondierende Formen, also Possessivdeterminative bzw. -artikel, gebraucht werden. Im Deutschen ist wie im Französischen und anderen romanischen Sprachen das Possessivdeterminativ generalisiert: *mein Hund* wie *sein Hund*, nicht etwa *mein Hund – Hund seiner*.

Ich komme nun zum zweiten Teil der Fragestellung und frage: Was kann die eurozentrische Perspektive für das Deutsche bringen?

Hier möchte ich, dem Titel meines Vortrags entsprechend, etwas stärker ausgreifen.

Zunächst ein Beispiel aus der pronominalen Morphologie:

<sup>10</sup> Evidenz dafür bietet u. a. das Inklusionsverhältnis zwischen den Pluralformen der Kommunikantenpronomina: *Wir* kann Adressatenbezug mit einschließen (‚inklusives wir‘), während *ihr* Sprecherbezug ausschließt: Die (relativ) unmarkierte Form hat eine weitere Distribution als die markierte(re) (vgl. Wiese 1994, S. 170).

<sup>11</sup> Zu einer detaillierten Diskussion beider Traditionen vgl. Wiese (1994). Zu beachten ist wiederum auch die Interaktion mit dem System der Personalformen des Verbs. Dabei ist die Frage aufzuwerfen, ob Personalkategorien im nominalen und im verbalen Bereich derselben oder unterschiedlicher Markiertheitsordnung folgen.

Bereits der Vergleich mit den Kontrastsprachen – hier müssen wir nicht auf exotische Partner ausweichen – fördert eine Unterscheidung zutage, die im Deutschen morphologisch nicht manifest ist, aber fruchtbringend angewendet werden kann: die zwischen starken und schwachen Pronomina.

Die Unterscheidung zwischen starken und schwachen Personalpronomina beruht auf einer Reihe von syntaktisch-semanticen Kriterien, die u. a. im Französischen offen zutage treten und daher hier mit französischen Beispielen belegt werden sollen:<sup>12</sup>

- (1) a) Starke Pronomina können einen Gewichtungsakzent tragen und somit in Fokuspositionen vorkommen. (Gewichtungsakzent wird durch Majuskeln symbolisiert.)  
*LUI aussi pressentait le péril.*
- b) Starke Pronomina können attributiv erweitert und koordiniert werden.  
*LUI et sa courageuse épouse seront profondément déçus.*
- c) Starke Pronomina können in Isolation (z. B. als Antwort auf eine Ergänzungsfrage) vorkommen.  
*Qui partira le premier? MOI.*
- d) Starke Pronomina sind (tendenziell) auf personale Referenz festgelegt.

- (2) Für schwache Pronomina gelten jeweils die Negationen von a) bis d).

Die Opposition zwischen starken und schwachen Pronomina kann an der Form erkennbar sein: Schwache Pronomina tendieren dazu, weniger phonetische Substanz aufzuweisen als starke bis hin zur Klitisierung.

Im Deutschen wie in anderen germanischen Sprachen (außer dem Niederländischen) haben wir zumindest in der geschriebenen Standardsprache keine morphologisch manifeste Unterscheidung zwischen starken und schwachen (Personal-)Pronomina. Trotzdem beobachten wir die Effekte der stark-schwach-Unterscheidung

- (3) a) Alle Personalpronomina außer *es* können einen Gewichtungsakzent tragen, also „stark gemacht werden“ und dann in Fokuspositionen vorkommen.  
*Auch ER fühlte das Unheil voraus.*
- b) In dieser starken Form können sie attributiv erweitert und koordiniert werden.  
*ER und seine mutige Verlobte werden tief enttäuscht sein.*
- c) Als starke Formen können sie in Isolation (z. B. als Antwort auf eine Ergänzungsfrage) vorkommen.  
*Wer wird als erster aufbrechen? ICH.*

<sup>12</sup> In der französischen Grammatikschreibung heißen die starken Pronomina auch ‚unverbunden‘ („formes disjointes“, die schwachen ‚verbunden‘ („formes conjointes“). Die Beispiele sind der Grammatik von Grévisse (1993, S. 972 f.) entnommen.

- d) Als starke Formen sind sie (tendenziell) auf personale Referenz festgelegt. vgl.

*Siehst du den alten Schrank da in der Ecke. ?Ich habe IHN und zwei Stühle auf dem Flohmarkt gekauft.*

- (4) Für das schwache Pronomen *es* gelten jeweils die Negationen von a) bis d).

In diesem Fall sollte korrekter nur von ‚starkem Vorkommen‘ gegenüber ‚schwachem Vorkommen‘ der Pronomina gesprochen werden. Die Pronomina sind hier als types hinsichtlich ‚Stärke‘ nicht spezifiziert. Starke Verwendung liegt genau dann vor, wenn ein ‚starker Kontext‘ im eben angegebenen Sinne vorliegt.

Eine Kreuzklassifikation zwischen den Dimensionen ‚Stärke des Pronomens‘ und ‚Stärke des Kontextes‘ ergibt folgendes Bild:

	starker Kontext	schwacher Kontext
starkes type: frz. <i>moi, toi, lui, ...</i>	<b>‚starkes Vorkommen‘</b>	‚schwaches Vorkommen‘
schwaches type frz. <i>je, tu, il, ...</i> dt. <i>es</i>	*	<b>‚schwaches Vorkommen‘</b>
nicht spezifiziertes type dt. <i>ich, du, er, ...</i>	‚starkes Vorkommen‘	‚schwaches Vorkommen‘

Starke types kommen prototypischerweise in starken Kontexten vor (also fokussiert, isoliert usw.). Sie sind jedoch auch in schwachen Kontexten nicht gänzlich ausgeschlossen. Man denke etwa an die Subjektpronomina in Pro-drop-Sprachen, die als types stark sind, die aber nicht nur in Fokuspositionen verwendet werden, sondern auch, wenn z.B. das Antezedens nicht unmittelbar vorausgeht, oder wenn es nicht thematisch ist, sondern rhematisch.

Man beachte für das Deutsche besonders, dass für die schwachen Pronomen-Vorkommen im Mittelfeld spezielle Linearisierungsregeln gelten und dass wir ein einziges grundsätzlich, als type schwaches Pronomen haben, nämlich *es*, während die anderen stark und schwach vorkommen. Das Fazit: Die Stark-schwach-Unterscheidung, die in der traditionellen Grammatikschreibung des Deutschen keine Rolle spielt, kann für das Deutsche fruchtbar gemacht werden, wobei aber die feinen Unterschiede nicht unter den Tisch fallen sollten.

Nun noch ein syntaktisches Beispiel:

Ein wichtiges Beschreibungsmittel der Sprachtypologie sind Korrelationen und Hierarchien, die Ordnungs- und Strukturprinzipien aufzeigen, die verschiedene grammatische Kategorien übergreifend wirksam sind. Am Beispiel des so genannten „fazilitativen Mediums“ (vgl. Kemmer 1993) lässt sich zeigen, wie der Platz des Deutschen hier jeweils bestimmt werden kann. Dieser gängige Konstruktionstyp ist im Deutschen belegt durch Beispiele wie:

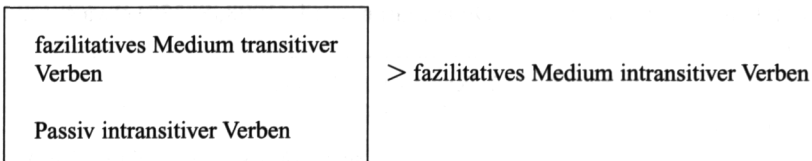


(5) *Die Bücher verkaufen sich leicht. Hier geht es sich leicht.*

Das ‚fazilitative Medium‘ bedient sich im Deutschen wie in vielen anderen Sprachen (Deutsch, Polnisch, Französisch, andere romanische Sprachen) wiederum des Reflexivums. Man vergleiche etwa die polnische Entsprechung für die Beispiele unter (5).

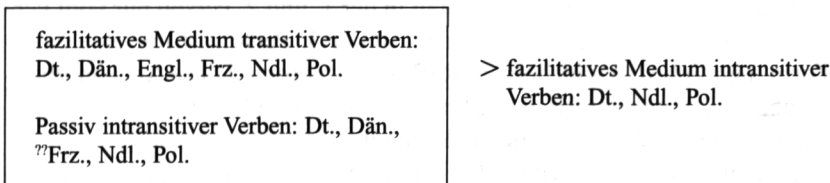
(6) *Książki sprzedają się łatwo. Tutaj chodzi się łatwo.*

Im Englischen und Niederländischen bleibt die Diathesenveränderung dagegen unmarkiert (*The books sell well*) und in den skandinavischen Sprachen ist sowohl die Markierung durch das Reflexivpronomen als auch durch das Medial bzw. Passivsuffix -s grammatikalisiert (vgl. Vater 1988). Zwischen den einzelnen diathetischen Konstruktionstypen gibt es nun sprachübergreifend enge Korrelationen. Einen Ausschnitt davon erfasse ich in folgender Hierarchie:



‚Wenn eine Sprache ein fazilitatives Medium intransitiver Verben hat, dann hat sie sowohl ein fazilitatives Medium transitiver Verben als auch ein Passiv intransitiver Verben.‘

Tragen wir europäische Vergleichssprachen in diese Hierarchie ein, so ergibt sich:



Es zeigt sich, dass die drei Sprachen mit fazilitativem Medium intransitiver Verben, wie durch die Hierarchie vorhergesagt, eine Teilmenge der Schnittmenge der Sprachen mit fazilitativem Medium transitiver Verben und der Sprachen mit Passiv intransitiver Verben sind. Das Dänische (und das Französische<sup>13</sup>), die ebenfalls in dieser Schnittmenge sind, haben kein fazilitatives Medium intransitiver Verben; auch dies ist im Einklang mit der Hierarchie.

<sup>13</sup> Im Französischen ist das Passiv intransitiver Verben nur sehr eingeschränkt möglich; vgl. Grévisse (1993, S. 1124).

## 5. Fallstricke der einzelsprachlichen Grammatik

Während die bisher vorgetragenen Überlegungen die Chancen einer Perspektivenerweiterung durch das Andere in den Vordergrund stellten, sollen nun im Gegenzug die Risiken der Beschränkung auf die Tradition der einzelsprachlichen Grammatikschreibung in den Blick genommen werden. Hier ist zunächst folgende These zu formulieren.

These ‚Übergeneralisierung‘: Einzelsprachliche Grammatikschreibung hat die Tendenz, die Grammatik dieser Sprache als eine Art Universalgrammatik nach klassischem Vorbild zu interpretieren. Eine mögliche Folge ist die überflüssige Homonymie von Formen.

Ich demonstriere dies am Reflexivpronomen: Im klassischen Katalog ist diese pronominale Kategorie vorgesehen. Nach dem Vorbild des Personalpronomens wird dann z. B. im Deutschen ein Paradigma stipuliert, das Formen für alle drei Personen und die beiden Numeri enthält.<sup>14</sup> Dieses Paradigma sieht dann in Anlehnung an die Duden-Grammatik (1998, S. 333) etwa so aus:

		1. Person	2. Person	3. Person
Sg	Nom.	–		–
	Gen.	meiner	deiner	seiner (Mask./Neutr.) /ihrer (Fem.)
	Dat.	mir	dir	sich
	Akk.	mich	dich	sich
Pl	Nom.	–	–	–
	Gen.	unser	euer	ihrer
	Dat.	uns	euch	sich
	Akk.	uns	euch	sich

Wohlgemerkt: Dieses Paradigma enthält in der 1. und 2. Person nur vom Personalpronomen „ausgeliehene“ Formen, in der 3. Person ist nur eine einzige Form, nämlich *sich* wirklich ein Reflexivpronomen. Diese Art von Phantomgrammatik ebnet natürlich alle Unterschiede zwischen den Sprachen ein: Dabei sind gerade diese Unterschiede ungeheuer aufschlussreich.

Angesichts der „Defektivität“ des Paradigmas des Reflexivpronomens im Deutschen und anderen Sprachen hilft folgenden Überlegung weiter. Personalpronomen (der 3. Person) und Reflexivpronomen haben eine gemeinsame funktionale Domäne, die wie folgt gefasst werden kann.

Funktionale Domäne für Personalpronomen 3. Person und Reflexivprono-

<sup>14</sup> Man beachte aber, dass in der lateinischen Grammatikographie aufgrund der Parallelität der Formenbildung (Akkusativ 1. Ps Sg/2. Ps Sg/Reflexivum: *me, te, se*) das Reflexivum direkt neben die Personalpronomina der 1. und 2. Person gestellt wird. Es wird also eine paradigmatische Integration von Personal- und Reflexivpronomen erreicht, die unter den anderen Vorzeichen des Lateinischen der Intention meines Vorschlags, siehe unten, nahe kommt. Zum Lateinischen vgl. Kühner/Holzweissig (1994, S. 576).

men ist die Anzeige der Referenzidentität mit einem Vorgängerausdruck (markierter auch Folgeausdruck); man spricht auch von der ‚Bindung durch ein Antezedens‘. Der Unterschied zwischen beiden liegt in Reichweite dieser Bindung: Personalpronomina binden über die Satzgrenze hinweg (also ‚nicht-lokal‘), Reflexiva binden innerhalb des Satzes (also ‚lokal‘).

Dabei besteht so etwas wie Reflexivierungspflicht, unter lokaler Bindung darf nicht etwa ein Eigennamen zur Referenz auf ein und dieselbe Person zweifach verwendet werden. Semantisch unangemessen ist unter der Prämisse der Referenzidentität daher sprachübergreifend ein Satz wie:

(7) \**Schröder lobt Schröder.*

Wohl aber begegnen wir einer Aussage wie:

(8) *Schröder lobt Kanzler.*

(taz 20.11.01: bezogen auf den Bundesparteitag der SPD nach der Vertrauensfrage in Sachen Afghanistan)

Die Formulierung (8) ist nur als eine Art Sprachspiel möglich, weil trotz extensionaler Gleichheit auf intensionale Verschiedenheit abgehoben wird – was natürlich mangels präzisierenden Potentials bei Verwendung des Reflexivpronomens nicht geschehen kann.

Nicht verwunderlich angesichts der gemeinsamen funktionalen Domäne ist daher, dass die Paradigmen der beiden Pronomina in vielen Sprachen ineinandergreifen oder sich überlappen.

Das Zusammenspiel ist in folgender Tabelle festgehalten:

	[-lokal gebunden]: „Nicht-Reflexivierer“	[+lokal gebunden]: „Reflexivierer“		
		Typ 1	Typ 2	
		[+person- differenziert]	[-persondifferenziert]	
[Antezedens: -Kommunikant]	<i>Personal- pronomen</i>	<i>Reflexiv- pronomen</i>	<i>Reflexiv- pronomen</i>	<i>Reflexiv- pronomen</i>
[Antezedens: +Kommunikant]		<i>Personal- pronomen</i>		

Die Zuordnung der Typen zu europäischen Vergleichssprachen ist wie folgt:

Typ 1: Deutsch, Niederländisch, skandinavische Sprachen, romanische Sprachen

Typ 2, [+persondifferenziert]: Englisch, Ungarisch

Typ 2, [-persondifferenziert]: Polnisch, andere slawische Sprachen

Wie Typ 2, [+persondifferenziert] zeigt, gibt es häufig sozusagen „transgenetische“ Allianzen zwischen den Sprachen. Das indoeuropäische Englisch

und das finno-ugrische Ungarisch haben persondifferenzierte Reflexiva für Kommunikanten und Nicht-Kommunikanten. Zwar ist der morphologische Bau der Reflexiva in den beiden Sprachen verschieden: Im agglutinierenden Ungarischen wird die Persondifferenzierung durch Suffigierung erreicht, im Englischen dagegen durch eine Art Komposition. Trägerelement ist jeweils ein Element mit der Bedeutung ‚selbst‘ (*self*, *maga*). Das englische *X-self* gibt nun seinerseits Anlass zu einer These, die das Gegenteil der zuletzt ausgeführten These beinhaltet:

These ‚Untergeneralisierung‘: Einzelsprachliche Grammatikschreibung läuft Gefahr, das Prinzip ‚eine Form – eine Funktion‘ überzustrapazieren. Mögliche Folge ist nicht-erkannte Polysemie von Formen.

Für die rein einzelsprachliche Grammatik besteht nicht nur die Gefahr der Über-, sondern auch die der Untergeneralisierung, wenn man so will. Dafür bietet das englische *X-self* ein sehr gutes Beispiel. In englischen Standardgrammatiken wird *X-self* grundsätzlich als Reflexivpronomen eingeordnet. Natürlich wird auch dort gesehen, dass *X-self* nicht nur die funktionale Domäne der Reflexivität abdeckt (‚lokale Bindung durch ein Antezedens‘), sondern andere Verwendungen hat, die z. T. völlig unvereinbar sind mit dem Wesen der Reflexivität: Es wird dann von semi-emphatischem und emphatischem Gebrauch des Reflexivums gesprochen.

(9) semi-emphatic: *According to the manager, no one works as hard as himself.*

(10) emphatic: *Myself, I wouldn't take any notice of her.*

(Quirk et al. 1981, S. 361)

Interlingualer Vergleich zeigt die Doppelnatur von *X-self*: Es ist eben nicht nur Reflexivpronomen, sondern auch Intensifikator. Die historisch zugrunde liegende Funktion ist nicht die des Reflexivpronomens, sondern die intensivierende, im Sinne von ‚selbst‘. Werden diese beiden Funktionen nicht auseinandergehalten, zeigt das englische „Reflexivpronomen“ Anomalien, die der interlingualen Musterbildung völlig widersprechen. Dabei ist der Intensifikator eine funktionale Kategorie, deren morphologisch-kategorialer Status von Sprache zu Sprache wechseln kann. Im Englischen, so haben wir festgestellt, nimmt das Chamäleon die Gestalt einer in ihrem ersten Bestandteil pronominal variablen Zusammensetzung an. Das deutsche *selbst* ist – entgegen den Beschreibungen etwa in der Duden-Grammatik – selbstverständlich kein Pronomen, es hat ja keinerlei selbständige Referenzfunktion. Die unflektierbare Partikel, die adnominal und adverbial vorkommt, passt in keine der etablierten Partikelklassen – seien sie distributionell oder funktional bestimmt. Sie ist in jedem Fall zu unterscheiden von der homonymen Fokuspartikel, die dem Bezugswort vorangestellt wird: *selbst der König – der König selbst*.<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Das Verhältnis von Intensifikatoren und Reflexiva ist sowohl bezogen auf das Englische als auch vergleichend-typologisch in jüngster Zeit intensiv erforscht worden, vgl. insbesondere König (2001), Siemund (2000).

Im Französischen (wie in anderen romanischen Sprachen) und im Polnischen wird der Intensifikator zumindest nach Numerus flektiert; eine Einordnung als (randständiges) Adjektiv liegt nahe. Der Intensifikator stellt somit eine funktionale Kategorie dar, die im Sinne von Abschnitt 3 ausdrucksseitige Sprachverschiedenheit sichtbar macht. Die morphosyntaktischen Prägungen von *selbst*, *X-self*, *même*, *sam*, *maga* in den Einzelsprachen sind Fakten, die wir zu beschreiben haben. Die Formen korrekt beschreiben heißt aber auch ihre Funktion aufdecken. Hier werden wir erfolgreicher sein, wenn wir hinter die Einzelsprachen zurückgehen und die semantischen Prototypen, die allzu schnell Kategorien wie Pronomen, Adjektiv, Partikel zugeordnet und auf die morpho-syntaktisch zugehörigen Elemente distribuiert werden, im Sprachvergleich auf den Prüfstand stellen.

## 6. Fazit

- Sprachtypologische Fundierung und Kontrast mit europäischen Sprachen dienen einer grammatischen Profilierung des Deutschen.
- Ausgangstertium des Sprachvergleichs sind funktionale Domänen als Einstieg in ein Verfahren der ‚fortschreitenden kontrastiven Form- und Funktionsdifferenzierung‘.
- Die sprachtypologische Verortung beugt der Gefahr einer eurozentrischen Blindheit vor.
- Im Kontrast zwischen Nah-Sprachen, wie sie europäische Sprachen insgesamt darstellen, treten subtile Unterschiede besonders deutlich hervor.
- Die einzelsprachliche Grammatikschreibung tendiert dazu, tradierten grammatischen Sehgewohnheiten verhaftet zu bleiben. Der mit der Kontrastierung verbundene Verfremdungseffekt kann Gefahren wie z. B. Über- und Untergeneralisierung vermeiden helfen.

## Literatur

- Abraham, Werner (1994): Deutsche Syntax im Sprachenvergleich. Grundlegung einer typologischen Syntax des Deutschen. Tübingen. (= Studien zur deutschen Grammatik 41).
- Croft, W. (1993): Typology and universals. 2. Aufl. Cambridge.
- Benveniste, Émile (1946): Structure des relations de personne dans le verbe. In: Bulletin de la Société de Linguistique de Paris 43, fasc. 1, n° 126. S. 1–12.
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena.
- Deacon, Terrence D. (1998): The symbolic species: The co-evolution of language and the brain. New York usw.
- Duden (1998). Die Grammatik. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- Eisenberg, Peter (1999): Grundriss der deutschen Grammatik. Band 2: Der Satz. Stuttgart/Weimar.
- Eisenberg, Peter/Sayatz, Ulrike (demnächst): Left of Number. Nominal plurality markers in German. Erscheint in: Gunkel, Lutz/Müller, Gereon/Zifonun, Gisela (Hg.): Explorations in Nominal Inflection.
- Frajzyngier, Zygmunt (1999): Domains of point of view and coreferentiality: System in-

- teraction approach to the study of reflexives. In: Frajzyngier, Zygmunt/Curl, Traci S. (Hg.): *Reflexives. Forms and Functions*. Amsterdam/Philadelphia. (= *Typological Studies in Language* 40). S. 125–153.
- Greenberg, Joseph H. (1966): Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements. In: Greenberg, Joseph H. (Hg.): *Universals of Language*. 2. Aufl. Cambridge. S. 73–113.
- Gladrow, Wolfgang (Hg.) (1998): *Russisch im Spiegel des Deutschen*. Korrr. u. erg. Neu-ausg. Frankfurt/M. (= *Berliner slawistische Arbeiten* 6).
- Glinz, Hans (1994): *Grammatiken im Vergleich*. Deutsch – Französisch – Englisch – Latein. Tübingen.
- Grévisse, Maurice (1993): *Le bon usage. Grammaire française*. 13. Aufl. Paris.
- Haider, Hubert (2001): Not every why has a wherefore: notes on the relation between form and function. In: Bisang, Walter (Hg.): *Aspects of Typology and Universals*. Berlin. (= *Studia typologica* 1, Beihefte STUF). S. 37–52.
- Haspelmath, Martin (1993): More on the typology of inchoative/causative verb alternations. In: Comrie, Bernard/Polinsky, Anna (Hg.): *Causatives and transitivity*. Amsterdam/Philadelphia. (= *Studies in Language Companion Series* 23). S. 87–120.
- Haspelmath, Martin (1997): *Indefinite Pronouns*. Oxford.
- Haspelmath, Martin (1999): Optimality and diachronic adaptation. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 18.2, S. 180–205.
- Himmelman, Nikolaus P. (1997): *Deiktikon, Artikel, Nominalphrase*. Zur Emergenz syntaktischer Struktur. Tübingen. (= *Linguistische Arbeiten* 362).
- Hoberg, Ursula (2002): *Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich: Das Genus des Nomens*. Manuskript. IDS Mannheim.
- Kaneko, Tohru/Stickel, Gerhard (Hg.) (1987): *Deutsch und Japanisch im Kontrast*. Bd. 4: *Syntaktisch-semantische Kontraste*. Heidelberg.
- Kemmer, Suzanne (1993): *The Middle Voice*. Amsterdam/Philadelphia. (= *Typological studies in language* 23).
- König, Ekkehard (1996): *Kontrastive Grammatik und Typologie*. In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.): *Deutsch – typologisch*. Berlin/New York. (= *Jahrbuch IDS* 1995). S. 31–56.
- König, Ekkehard (2001): Intensifiers and reflexive pronouns. In: Haspelmath, Martin/König, Ekkehard/Österreicher, Wulf/Raible, Wolfgang (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien*. 1. Halbbd. (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 20.1). S. 747–760.
- Kühner, Raphael/Holzweissig, Friedrich (1992): *Grammatik der lateinischen Sprache*. Erster Teil: Elementar-, Formen- und Wortlehre. unveränd. Nachdruck der Aufl. von 1912. Darmstadt.
- Meillet, Antoine (1912): *L'évolution des formes grammaticales*. In: Meillet, Antoine: *Linguistique historique et linguistique générale*. Bd. 1. Paris. S. 130–148.
- Mühlhäusler, Peter (2001): Personal pronouns. In: Haspelmath, Martin/König, Ekkehard/Österreicher, Wulf/Raible, Wolfgang (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien*. 1. Halbbd. (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 20.1). S. 741–747.
- Quirk, R./Greenbaum, S., et al. (Hg.) (1985): *A Comprehensive Grammar of the English Language*. London.
- Sasse, Hans-Jürgen (1993): Syntactic Categories and Subcategories. In: Jacobs, Joachim/von Stechow, Arnim/Sternefeld, Wolfgang/Vennemann, Theo (Hg.): *Syntax*. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/New York. (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 9.1). S. 646–686.

- Siemund, Peter (1997): Intensifiers. A Comparison of English and German. Berlin.
- Vater, Heinz (1988): Mittelkonstruktionen im Englischen, Dänischen und Deutschen. In: Mrazovič, Pavica/Teubert, Wolfgang (Hg.): Valenz im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag. Heidelberg. S. 398–417.
- Wiese, Bernd (1994): Die Personal- und Numerusendungen der deutschen Verbformen. In: Köpcke, Klaus-Michael (Hg.): Funktionale Untersuchungen zur deutschen Nominal- und Verbmorphologie. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten 319). S. 161–191.
- Zifonun, Gisela (2001a): Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. In: Cirko, Lesław (Hg.): Studia Lingustica XX. (=Acta Universitatis Wratislaviensis 2296). S. 171–186.
- Zifonun, Gisela (2001b): Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich: Pronomen Teil I. Überblick und Personalpronomen. (= *amades* 4/01). Mannheim.
- Zifonun, Gisela (2002): Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich: Pronomen Teil II. Reflexiv- und Rezipropronomen. Manuskript. IDS Mannheim.